

Die Kleine Welt

Nr. 39

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Das Begräbnis des Symen Stroop.

Erzählung von Wally Moes.

(Schluß)

Roel sprang auf den Boden und zog seine Frau, die auf Symen zugehen wollte, schnell zurück. „Müß' ihn nicht an, Frau, ich gehe gleich zur Armenkommission. Die sollen ihn wegholen, ich will da keine Scherereien mit haben.“

„Müssen wir nicht erst den Doktor kommen lassen, Roel?“

„Ich danke schönstens, hörst Du? Den kann die Armenkommission bestellen; ich kümmer' mich um nichts. Wir können nachher den Beutel ziehen.“ — Inzwischen waren auch die Kinder zum Vorschein gekommen und guckten Symen mit runden Neuglein an.

„So'n verrückter Kerl! Guck, er lacht noch drüber! Sollen wir ihn wieder auf seinen Stuhl setzen, Mutter?“

— „Ihr bleibt davon, vermaledeite Jungens!“ rief Roel zornig.

„So wie er liegt, bleibt er liegen, bis er weggeholt wird.“ — Und dabei blieb es.

Die Kinder achteten nicht mehr auf Symen und waren bald mit ihrer Kruste Brot beschäftigt. Roel machte sich auf den Weg, um mit den Armenpflegern zu sprechen. Er wußte wohl, daß er sich an Hannes Jorissen wenden mußte; der war der älteste und hatte das meiste zu sagen. Hannes war ein alter, starrköpfiger Bauer, von dem man nicht

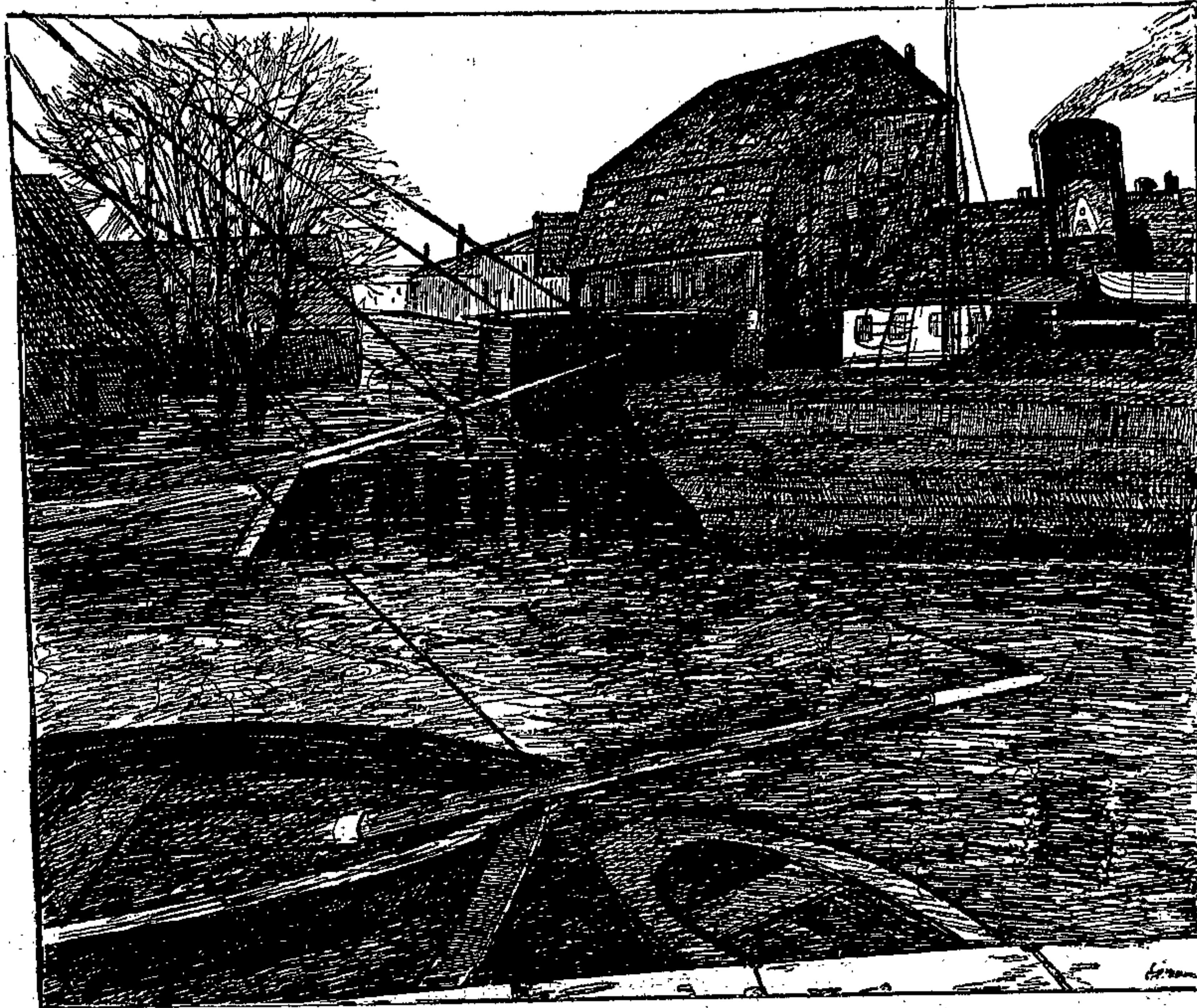
leicht etwas getan kriegte. Er war immer kampfbereit, und man konnte es ihm ansehen, daß er schon beschlossen hatte, nein zu sagen, ehe er noch wußte, was verlangt werden würde. Garte Linien um den Mund verrieten Unbengsamkeit, und manche Bitte wurde verschluckt infolge der wenig ermutigenden Weise, auf welche er einem entgegentrat.

Aber Roel war nicht verlegen. Mit wenigen Worten hatte er den plötzlichen Tod von Symen erzählt und sein Ersuchen zu erkennen gegeben, die Leiche von ihm abholen zu lassen. Bevor er noch ganz ausgesprochen hatte, fiel

Hannes, erregt und unfreundlich, ihm schon ins Wort: „Und was haben wir damit zu tun? Symen gehörte nicht zu den Unterstütkten. Ihr habt an ihm verdient und könnt ihn nun auch begraben. Wir werden keinen Cent dafür hergeben.“

Roel wurde wütend. Es ging also gerade, wie er vorausgesehen hatte. Aber er ließ nicht mit sich spaßen und würde sich nicht zwingen lassen! Nach einem Wortstreit, wobei beide Parteien auf ihrem Standpunkte verblieben, zog Roel mit einer eigentümlichen Drohung ab. „Höre mal,“ sagte er, „ich geb' Dir den ganzen Tag, um es zu überlegen, wenn aber vor Dunkelwerden durch Dich nicht alles besorgt ist, was da getan werden muß, bringe ich Dir bestimmt heute abend auf einem Schubkarren Symen Stroop! Verlaß Dich darauf!“ —

Danach ging er nach Hause und an seine Arbeit. Die Uhren machten „tick-tack“, und hinter dem Ofen lag der alte Bettler mit dem erstarrten Grinsen auf dem Gesicht. Einige Leute, die wegen ihrer Uhren kamen, erschrafen zwar etwas vor Symen, aber sie konnten Roel nicht unrecht geben. Das wäre was Schönes, wenn er für das Begräbnis sorgen müßte! Da würden sie sich auch für bedanken! Es wäre



P. Gangolf: Kleinstadthafen.

schon schlimm genug, daß er nun das Kostgeld einbüßte!

Und der Tag verlief, ohne daß etwas getan wurde. Sie ließen Symen in seiner sonderbaren Haltung hinter dem Ofen liegen, und von der Armenkommission erschien niemand auf der Bildfläche, um sich irgendwie um die Sache zu kümmern.

Als es Abend geworden war, sagte Noel: „So, nun komme ich an die Reihe.“

Vom Nachbar ließ er sich einen Schubkarren, den er bedächtig mitten ins Zimmer stellte.

„Komm, See, kommt, Jungs, jetzt alle Mann helfen!“

Symen war nicht schwer und im Nu saß er auf dem Schubkarren. Es war ein sonderbarer Anblick. Er hatte gerade genug Platz und war so steif, daß sein grinsender Kopf aufrecht stehen blieb.

„Die Kälte wird ihm nicht schaden,“ sagte Noel, „aber ich werde ihm doch lieber seine Kappe aufsetzen, das sieht ein wenig anständiger aus.“

So zog Noel mit seiner kleinen Fracht ab. Es war ganz dunkel draußen, so daß er unbenutzt bei Hannes anlangte. Er fuhr stracks durch bis mitten auf die Diele, und ließ dort den Schubkarren mit der Leiche stehen. Darauf ging er nach der Stube, machte die Tür weit auf und rief:

„Se, Bauer, da sind wir! Nun mußt Du mir zusehen, was Du mit Deinem Gast tun wirst.“

Hannes saß mit seiner Frau bei der Abendmahlzeit. Verwundert guckte er auf, denn er hatte nicht viel mehr an Noels Morgenbesuch gedacht; es gab oft den ganzen Tag über allerlei Schabernack. Aber jetzt erschrak er doch ein wenig, weil seine Frau dabei war, die leicht aus dem Häuschen kam. Er stand rasch auf und trat in die Tür. Ein Lichtstrahl fiel durch die Spalte auf die Diele, gerade dort, wo der Schubkarren mit Symen stand. Der grinsende Kopf mit den offenen Augen war deutlich zu sehen. Es schien fast, als ob das alte Männchen selbst seinen Spaß an der Sache hatte, so höhnisch spöttelnd sah er aus. Hannes kam rasch auf die Diele und machte die Tür hinter sich zu, damit seine Frau ja nichts von dem eigenartigen Besuch sehen sollte.

„Tag, Hannes,“ sagte Noel, und ging wieder auf die Straße, „ich hole mir morgen den Schubkarren schon, da kannst Du gemütlich abladen.“

Aber jetzt mußte Hannes einlenken.

„Noel, Noel,“ rief er, „wir werden alles bezahlen, wenn Du schnell Symen wieder mitnimmst!“

Noel blieb stehen.

„Ein anständiges Begräbnis mit Käsebröckchen und Kaffee mit Zucker und einen Gulden für jeden Träger?“ fragte er.

Seine Worte klangen recht dringlich.

„Ja, ja,“ rief Hannes, „aber schnell dann, daß meine Frau nicht herauskommt, sie würde sich so erschrecken.“

„Nun, Mann, ich verlaß mich drauf, daß Du hältst, was Du versprichst. Dann will ich mein Päckchen nur wieder mitnehmen. So haben wir noch etwas davon.“

Noel sagte froh und zufrieden seinen Schubkarren wieder an. Er fuhr schneller als auf der Hinfahrt. Symen wippte hin und her; auf seinem Gesicht lag noch immer das Lachen. Er wurde nun ganz respektvoll behandelt; den nächsten Tag lag er zur Schau in seiner Kiste, den darauf folgenden Tag wurde er mit Anstand begraben. Und die Kinder oßen sich satt an den Käsebröckchen.

Ihr sprecht zu viel vom Tode.

Ihr sprecht zuviel vom Tode
Und von Unsterblichkeit,
Von lichter Himmelsfreude
Nach trübem Erdenleid.

O sprecht mehr vom Leben
Und seiner kurzen Frist,
Die uns zu Liebeswerken
Auf Erden offen ist.

O schafft mehr im Leben
Für die Unsterblichkeit
Durch gute, schöne Taten
Und edlen Kampf und Streit.

Und wisset dann im Tode
Auch euer sterblich Teil,
So blüht durch gute Saaten
Euch doch unsterblich Heil.

So segnet doch und preiset
Die Nachwelt euer Sein
Und führt zur ruhmbekränzten
Unsterblichkeit euch ein.

Robt. I. Seidel.

Berufswahl.

Von P. M. Grempe.

Jahraus, jahrein treten viele Tausende von jungen Leuten hinaus ins Leben, um zunächst für den Kampf ums Dasein irgendeinen Beruf zu ergreifen. Wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß wohl in den meisten Familien die Frage der Berufswahl erörtert wird, so muß doch ganz allgemein festgestellt werden, daß bei den meisten dieser Erörterungen gerade die Faktoren nicht genügend berücksichtigt werden, die bei jeder Berufswahl eigentlich die entscheidende Rolle spielen sollten. Wir meinen nämlich die Gesichtspunkte der Neigung sowohl zu einem bestimmten Berufe, als auch der dafür unbedingt nötigen körperlichen und geistigen Veranlagungen.

Diese Behauptung wird nun allerdings auf Widerspruch stoßen. Es wird eingewendet werden, daß es doch ein ganz allgemeiner Grundsatz sei, einen „etwas schwächlichen“ Knaben z. B. nicht „Schmied“ werden zu lassen. Soweit durch derartige Einwendungen gesagt werden soll, daß gewöhnlich offensichtliche körperliche Untauglichkeiten für bestimmte „schwere“, d. h. besonders körperlich anstrengende Berufe sowieso bei „allen vernünftigen“ Eltern usw. entsprechend gewertet werden, sei dieses zugegeben. Bestritten muß aber werden, daß im großen und ganzen überhaupt die für die verschiedenen Berufe erforderlichen Eigenschaften genügend kritisch gewürdigt werden. Bestritten muß ganz entschieden werden, daß im allgemeinen die nötige Kenntnis der Eigenheiten verschiedener Berufe genügend verbreitet ist. Nur wenn diese Voraussetzung erfüllt ist, dann kann die Erörterung der Berufswahl fruchtbringend betrieben werden.

Für den jungen Mann wird nun in zahllosen Familien schon von früher Jugend an dadurch ein ganz falscher Gesichtspunkt in die so wichtige Frage richtiger Berufswahl gebracht, daß man ihm geradezu suggeriert, er müsse den Beruf des Vaters usw. ergreifen. Da hört denn nicht selten der Knabe schon von der Mutter und vom Vater das Wort: „In unserer Familie sind die Jungen seit jeher Schlosser geworden!“ Auch die liebe Verwandtschaft betrachtet es häufig meist als ganz selbstverständlich, in dieses Horn zu blasen. Da werden an dem heranwachsenden

Jungen die Muskeln, der Körperbau usw. gelobt, um zum Schluß die Phrase zu zeitigen, daß der Knabe „es eben vom Vater habe und sicherlich ein tüchtiger Schlosser“ usw. werde. Wenn dann der so „gelobte“ Junge gelegentlich mit einem Hammer besonders kräftig aufschlägt, dann sieht „die ganze Familie“ ihn schon als „Schmied den großen Schmiedehammer schwingen, daß es nur so eine Freude ist“.

Diese hier ganz kurz skizzierte Unsitte bringt es nun mit sich, daß der heranwachsende junge Mann nicht mit der auch von ihm zu fordernden kritischen Würdigung an die eigentliche Frage der Berufswahl herantritt. Das ewige Gerede der Familie hat in ihm die felsenfeste Ueberzeugung gezeitigt, daß er für den von seinen Angehörigen so oft als selbstverständlich bezeichneten Beruf geeignet sei und daß er darin auch seine Befriedigung finden werde. In Wirklichkeit zeigt sich dann nur zu oft, daß gerade der junge Mann, und zwar trotz der „geheiligten Familientradition“, nicht für den Beruf, den er ergriffen hat, geeignet ist!

Nun kommt ein weiteres — leider auch stark verbreitetes — Vorurteil in Betracht, welches sehr oft die Möglichkeit einer eigentlich dringend nötigen Korrektur der Wahl ausschließt. Kommt nämlich nach mehr oder minder langer Zeit der junge Mann zu der Ueberzeugung, daß der von ihm gewählte Beruf nicht seinen Neigungen usw. entspricht, gewinnt er die Ansicht, daß ihm ein anderer Beruf viel besser gefallen würde, dann sind die Angehörigen gewöhnlich gegen einen Wechsel. Es darf allerdings dabei nicht verkannt werden, daß nicht jede Neigung eines jungen Mannes zu einem Wechsel in der Lehre wirklich berechtigt ist. Es soll ohne weiteres zugegeben werden, daß sehr oft die ersten Schwierigkeiten dem Lehrling besonders groß erscheinen, und daß er dann, wenn er diese überwunden hat, in der Tat den ergriffenen Beruf wirklich lieb gewinnt und ausfüllt. Diese Gesichtspunkte müssen selbstverständlich von jedem Erzieher dem jungen Manne in entsprechender Weise zu Gemüte geführt werden. Meist geschieht dieses aber leider nicht. Gewöhnlich wird in jedem Wunsche nach dem Ergreifen eines anderen Berufes, also nach einem Wechsel der Lehre, schon der Gang zum Taugenichts gesehen. Und dieser Gesichtspunkt ist total falsch. Nicht selten wird es gerade umgekehrt der ehrliche Wille, etwas Tüchtiges zu werden, sein, der den jungen Mann bestimmt, den Seinen den Wunsch nach Berufsänderung vorzutragen.

Diese Entwicklung ist sicherlich in der Praxis viel häufiger vorhanden, als sie in die Erscheinung tritt. In zahlreichen Fällen liegen ja doch die Dinge so, daß die ganze Familie „zufrieden ist, überhaupt eine einigermaßen gute Lehre gefunden“ zu haben. Es kommt hinzu, daß der junge Mann natürlich beim Wechsel der Lehre, d. h. beim Ergreifen eines anderen, ihm zuzugewandten Erwerbes die bisher absolvierte Lehrzeit verlieren würde. Im neuen Beruf muß er „von vorn“ anfangen. Damit würde also der Zeitpunkt, an dem der junge Mann selbst genügend verdient, um eine entsprechende Frist hinausgerückt werden. Wie die Dinge nun einmal liegen, ist die Lebenshaltung der meisten Familien so, daß sie in der Tat Wert darauf legen müssen, ihre Kinder möglichst früh zum Mitverdienen zu bringen. Doch nicht immer liegen die Verhältnisse so. Oft wird sich auch hier ein gangbarer Weg zum Besseren finden lassen, wenn nur erst alle Eltern usw. sich daran gewöhnen, die Frage der Berufswahl dauernd kritisch zu verfolgen!

Für den Gesichtspunkt, daß bisher bei der großen Menge des Volkes Wünsche nach Berufsänderungen während der Lehrzeit überhaupt

noch nicht genügend in die Erscheinung getreten sind, ließe sich reichhaltiges Material beibringen. Wir wollen uns an dieser Stelle nur mit einem Hinweis begnügen. In den Kreisen der Wohlhabenden ist doch die Aenderung der Berufswahl etwas geradezu Alltägliches. Soweit die Söhne reicher Leute in Frage kommen, bietet ja die Unversität den jungen Leuten dieser Art Spielraum genug, um sich in den verschiedenen Fakultäten umzusehen. Und so ist es in den Kreisen der Studenten gar nichts Seltenes, daß der zum Theologen bestimmte junge Mann nach einigen Semestern zur Medizin abschwenkt, daß der Philosoph lieber die Jurisprudenz ergreift usw. Würden in den Kreisen des Volkes die Voraussetzungen für ähnlich freie Berufsänderungen gegeben sein, dann würde auch hier das Bedürfnis danach wesentlich stärker zu beobachten sein. Da aber nur in seltenen Fällen nachträgliche Aenderungen des ergriffenen Berufes bei den Kindern des Volkes möglich sind, so muß hier der Frage der Berufswahl die allergrößte Beachtung geschenkt werden. Denn ein einmal gemachter Fehler ist dann nur in Ausnahmefällen gewöhnlich wieder gut zu machen.

Wenn nun an einen jungen Mann die Frage: „Was soll ich werden?“ herantritt, so ist es von größter Bedeutung, daß er mit den Eigenheiten, Anforderungen usw. verschiedener Berufe möglichst vertraut gemacht wird. Das Ideal wäre wohl ein Verfahren, durch das jeder junge Mann unter Beratung kritischer Berufspädagogen, durch Besuch von Werkstätten und Fabriken, durch entsprechende Übungs- und Unterweisungstunden die verschiedenen Berufe überhaupt erst einmal etwas kennen lernen würde.

Dann würde der zukünftige Lehrling auch in die Lage kommen, sich selbst zu prüfen, ob er zu diesem oder jenem Gewerbe mehr Neigung und Veranlagung hat. Er würde auch gerade in Übungsstunden unter Leitung wirklicher Pädagogen bald erkennen, daß viele Berufe mit einer Poesie umgeben sind, die in der rauhen Wirklichkeit nicht vorhanden ist! Der Junge, der da mit Begeisterung deklamierte: „Die Funken sprühen, die Wälze blasen . . .“, wird nicht selten in Übungsstunden gedachter Art finden, daß es doch eine verflucht anstrengende und wenig saubere Arbeit ist, am Schmiedefeuer „den Hammer zu schwingen“. Erst durch derartige, eigentlich vor der wirklichen Berufsergreifung nötige Übungsstunden kann der junge Mann ein Bild davon bekommen, ob ihm z. B. nicht die Hitze des Schmiedefeuers direkt unerträglich ist usw.

Gewiß ist vorläufig an diese ideale Vorbereitung zu wirklich praktischer Berufswahl nicht zu denken. Unmöglich ist die Durchführung nicht. Lehrwerkstätten, in denen sich nach der eben angedeuteten Richtung hin Unterricht einrichten ließe, gibt es ja schon. Es würde also eine Forderung für die Zukunft sein, den Ausbau dieser Anfänge zu verlangen. Eine größere Schwierigkeit wird aber auf dem Gebiete liegen, in absehbarer Zeit Männer zu finden, die mehrere Berufe genügend kennen, um die entsprechenden kritischen Gesichtspunkte für ihre verschiedenen Jünger zum Ausdruck bringen zu können. Denn hier müssen die Neigungen und körperlichen, sowie geistigen Veranlagungen der jungen Generation mit Liebe und kritischem Verstande für jeden Einzelnen genau untersucht werden, wenn wirklich etwas Praktisches herauskommen soll. Damit, daß jemand verschiedene Berufe genau kennt, ist leider noch nicht gesagt, daß er auch das pädagogische Talent hat, die jungen Leute in geeigneter Weise kritisch zu beraten.

Immerhin, in einer Hinsicht läßt sich heute der Boden für eine zweckmäßige Berufswahl

wesentlich leichter schaffen als noch vor einem Jahrzehnt. Wir haben nämlich in dem Kinetographen ein ausgezeichnetes Hilfsmittel hierzu.

Der Kinetograph gibt uns die Möglichkeit, großen Zuschauerkreisen äußerst instruktive Einblicke in den Gang der verschiedenen Produktionsprozesse zu geben. Das lebende Lichtbild läßt uns — gute Aufnahmen vorausgesetzt — auch deutlich genug die in verschiedenen Berufen erforderlichen Anstrengungen usw. erkennen. Allerdings gerade in dieser Hinsicht wird es für die hier in Rede stehenden Zwecke immer einer sachgemäßen Erläuterung bedürfen. Denn selbstverständlich wird im allgemeinen nur dadurch der Zuschauer auf diese Gesichtspunkte hingelenkt. Findet eine entsprechende Erläuterung dieser Art nicht statt, dann kann der Wert, den die kinematographische Vorführung gerade für die zweckentsprechende Vorbereitung zu guter Berufswahl haben kann, nicht erreicht werden. Dabei soll zugegeben sein, daß gewiß der Film, der den jungen Leuten von vornherein vorgeführt wird unter dem Gesichtspunkte der möglichst genauen Kenntnis vieler Gewerbe, Industrien und Beschäftigungen, mit ganz anderen Augen angesehen wird als die bisherige Vorführung in den sogenannten „Kientöppen“.

Auf die kritische Erläuterung der Bilder ist darum Wert zu legen, weil selbst bei dieser unserer bisher vollkommensten Methode der Wiedergabe menschlicher Tätigkeiten gewisse Uebelstände nicht in die Erscheinung treten. Wir sehen z. B. wohl die Arbeiter am Hochofen angestrengt tätig, bekommen hierbei aber doch vom Lichtbilde allein nicht eine genügend klare Vorstellung von der immerhin intensiven Hitzebelastung bei diesen Beschäftigungen. Wir sehen z. B. das Walzwerk, den Dampfhammer usw. ihre gigantischen Arbeiten unter der Assistenz nur weniger Leute verrichten, hören aber bei der kinematographischen Reproduktion allein doch nicht die mehr oder minder intensive Lärm-erzeugung derartiger Arbeitsvorrichtungen. Allerdings, soweit akustische Geräusche in Frage kommen, ließe sich dieser Fehler leicht abhelfen! Wir haben ja im Phonographen das Mittel, um auch Laute aller Art genau aufzunehmen und wiedergeben zu können. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß die Schallplattenindustrie bald geneigt sein wird, von dem Geräusch solcher Vorrichtungen Aufnahmen zu machen, wenn das Bedürfnis nach derartigen Platten und Walzen für Phonographen und Sprechmaschinen erst einmal vorhanden ist. Wird nun der Frage der zweckentsprechenden Vorbereitung zur Berufswahl auf dem eben skizzierten Wege die wünschenswerte Beachtung geschenkt, dann dürfte es gar nicht lange dauern, bis wir in der Lage sind, die Arbeit des Dampfhammers, der Kreissäge, wie überhaupt jeder Vorrichtung mit der ihr eigentümlichen Geräusch-Erzeugung naturgetreu wiederzugeben! Schon jetzt haben wir ja die „singende, sprechende und musizierende“ Kinetographie. Schon heute sehen wir nicht nur das lebende Lichtbild, sondern gleichzeitig dazu den entsprechenden Gesang usw. Diese Wirkung wird durch die sogenannte synchrone Schaltung des Kinetographen mit der Sprechmaschine (Grammophon, Phonograph) erreicht.

Hat es sich bisher nur gelohnt, z. B. die Stimme eines Sängers phonographisch aufzunehmen, später die Platte auf der Sprechmaschine zu reproduzieren und dann von den dazu vom Sänger wieder aufgeführten Bewegungen die entsprechende kinematographische Aufnahme zu machen, so wird Ähnliches bald geschehen, wenn erst das Bedürfnis bei Arbeitsmaschinen usw. vorhanden ist. In dieser Hinsicht ließe sich allerdings bald jedes zu einem

Arbeitsvorgang gehörende Geräusch beim lebenden Lichtbilde mit reproduzieren.

Aber selbst wenn wir zunächst nur den Film ohne diese Geräusche usw. wiedergeben, wird schon die Betrachtung unter kritischen Erläuterungen der Jugend mannigfaltige Anhaltspunkte für die Frage der Berufswahl geben. Wünschenswert wäre es dabei, daß möglichst viele Arbeitsvorgänge dann noch durch Besuch von Werkstätten und Fabriken gewissermaßen in natura den jungen Leuten vorgeführt werden würden. Falsch wäre die Ansicht, daß derartige Beschäftigungen nicht mehr erforderlich sind, sofern die Filme entsprechend studiert wurden. Gerade dadurch, daß die jungen Leute erst an Hand des sich abrollenden Films die Arbeitsvorgänge kennen lernen und erläutert bekommen, wird der Besuch von gewerblichen und industriellen Etablissements wirklich zweckmäßig. Denn nunmehr sind die Besucher mit vielen Dingen vertraut, denen sie sonst bei den Besuchen mehr oder minder verständnislos gegenüberstehen. Dazu kommt, daß jede Erklärung im Fabrikgebäude verhältnismäßig mangelhaft sein muß. Das liegt in der Natur der Sache. Schon das Geräusch der Maschinen, die Notwendigkeit, den Arbeitsprozeß nicht zu sehr zu stören, die Apparate usw. im eigentlichen Betriebe mit den Schutzvorrichtungen arbeiten zu lassen usw., machen den Fabrikbesuch zu Studienzwecken von einer gewissen Vorbildung abhängig. Ist diese aber — besonders unter Benutzung kinematographischer Reproduktionen — gegeben worden, dann wird der Besuch der Arbeitsstätten selbst die gewonnenen Gesamteindrücke zu einem ganz außerordentlich instruktiven Bilde vereinigen.

So müßte etwa — und zwar möglichst bald! — überall die systematische Vorbildung für die Entscheidung der Frage der Berufswahl erst geschaffen werden. Die jungen Leute würden dann von vielen Vorurteilen sowohl im günstigen als auch wieder im ungünstigen Sinne in bezug auf Beschäftigungsformen der verschiedensten Art befreit werden und könnten nun mit viel größerer Aussicht auf richtige Wahl an die Frage ihrer zukünftigen Beschäftigung herantreten.

Daß derartige Kurse auch für viele Erwachsene hohes Interesse haben würden, versteht sich von selbst. Wir wollen auf diesen Gesichtspunkt nur nebenbei hinweisen. Er verdient insofern Erwähnung, als er geeignet ist, die Möglichkeit der Durchführung des kurz ange deuteten Verfahrens zu erleichtern. Denn je größer der Interessentenkreis für derartige kinematographische und grammophonische Aufnahmen ist, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß entsprechende Fabrikate hergestellt werden können. Selbstverständlich sind diese Hilfsmittel nicht billig. Aber dadurch, daß die Erwachsenen in erheblichem Umfange dafür interessiert werden können, wächst auch die Wahrscheinlichkeit, die aufgewendeten Kosten wieder einzubekommen. Dieser finanzielle Gesichtspunkt darf — zum mindesten für die nächste Zukunft — nicht außer acht gelassen werden. Die schönsten „idealen“ Vorschläge scheitern sonst immer an der Geldfrage.

Im übrigen dürften die vorstehenden Anregungen auch geeignet sein, die jungen Leute darauf aufmerksam zu machen, daß sie beim Besuch von Kinetographentheatern den gebotenen Aufnahmen aus Industrie, Landwirtschaft, Gewerbe usw. gerade unter dem Gesichtspunkte der Berufswahl besondere Aufmerksamkeit schenken. Wenn bisher auch die Filme dieser Art nur in geringem Maße gezeigt werden (weil das Interesse dafür bis jetzt ein geringes ist!), so kann man doch auch heute schon im Lichtbildtheater durch entsprechend kritische Betrachtung solcher Aufnahmen viel lernen. —

Die Hygiene in der Kleidung.

Von Dr. G. Wolff.

(Schluß.)

Das ist unbedingt zu verhindern, wenn nicht eine Wärmestauung mit ihren schädlichen Folgen eintreten soll. Man bevorzugt deshalb mit Recht zur Unterkleidung im Sommer leichtgewebte, sehr poröse Stoffe, die der Luft freien Zutritt gestatten und damit die Schweißverdunstung nicht hemmen. Dabei kommt es nicht einmal so sehr darauf an, ob Baumwolle oder Wolle bevorzugt wird, sondern in erster Linie auf die Art des Gewebes. Rahmanns Reformbaumwolle, ferner die Wolltrikotstoffe von Gustav Jäger und andere poröse Gewebe eignen sich sehr gut zur Schweißaufnahme, ohne die Verdunstung zu beeinträchtigen. Leider sind diese Stoffe oft viel zu teuer; es wäre dringend zu wünschen, daß an Stelle der festgewebten Baumwollstoffe poröse Gewebe zu billigen Preisen recht zahlreich auf den Markt gebracht werden.

Die Wasserverdunstung darf in keiner Weise durch die Kleidung gehemmt sein. Fortwährend findet auch unter gewöhnlichen Temperaturverhältnissen eine geringe Wasserdampf-Abgabe durch die Haut statt. Davon merkt der Körper nichts, weil der Wasserdampf von der durch die Kleidung erwärmten Außenluft aufgenommen wird. Das vollzieht sich ungehindert, so lange die Kleidung in allen ihren Schichten für Gase durchgängig ist; sowie aber die Kleidung undurchlässig wird, steigt die Feuchtigkeit der Kleiderluft erheblich an und zeitigt eine merkliche Belästigung des Allgemeinbefindens. Das tritt um so stärker hervor, als durch die Behinderung der Wasserverdunstung auch eine Wärmestauung des Körpers entsteht.

Der Berliner Hygieniker Max Rubner hat die Herstellung mikroskopischer Schnitte zur Untersuchung der einzelnen Kleidungsstoffe benutzt, um über die Struktur der verschiedenen Gewebe, über ihre Dichte und vor allem die Luftverteilung in ihnen exakte Prüfungen zu ermöglichen. Das war eine recht verdienstvolle Arbeit. Rubner hat auch darauf zuerst aufmerksam gemacht, daß die Futterstoffe hinsichtlich ihres Luftgehaltes, ihrer Benetzbarkeit, ihrer Luftdurchgängigkeit den hygienischen Anforderungen ebenso ent-

sprechen müssen, wie die Kleidungsstoffe selbst. Der Fabrikation waren neue Wege gewiesen. Bei der Anfertigung mikroskopischer Schnitte durch alle Schichten der Kleidung hat man gut erkennen können, daß gerade die Futterstoffe diesen vom hygienischen Standpunkte höchst notwendigen Anforderungen sehr oft nicht genügen. Was nützt aber die Luftdurchlässigkeit der Kleiderstoffe, wenn durch die Futterstoffe die

völlig durchtränkt wie glatt gewebte Stoffe; sie sind in hygienischer Hinsicht demnach zur Anfertigung von Unterkleidung besonders geeignet. Wegen ihres hohen Luftgehaltes werden diese Stoffe niemals zu guten Wärmeleitern, auch nicht, wenn sie durchnäßt werden, verhindern eine plötzliche Abkühlung des Körpers bei Temperaturdifferenzen und beugen deshalb Erkältungen gut vor. Deshalb sind sie zu empfehlen. Die Untersuchungen Rubners haben gezeigt, daß die Ansprüche der Kleidungs-hygiene durch Stoffe verschiedenster Herkunft, durch Woll- und Baumwollstoffe, befriedigt werden können, daß es im wesentlichen auf die Webart und den dadurch garantierten Luftgehalt der Stoffe ankommt.

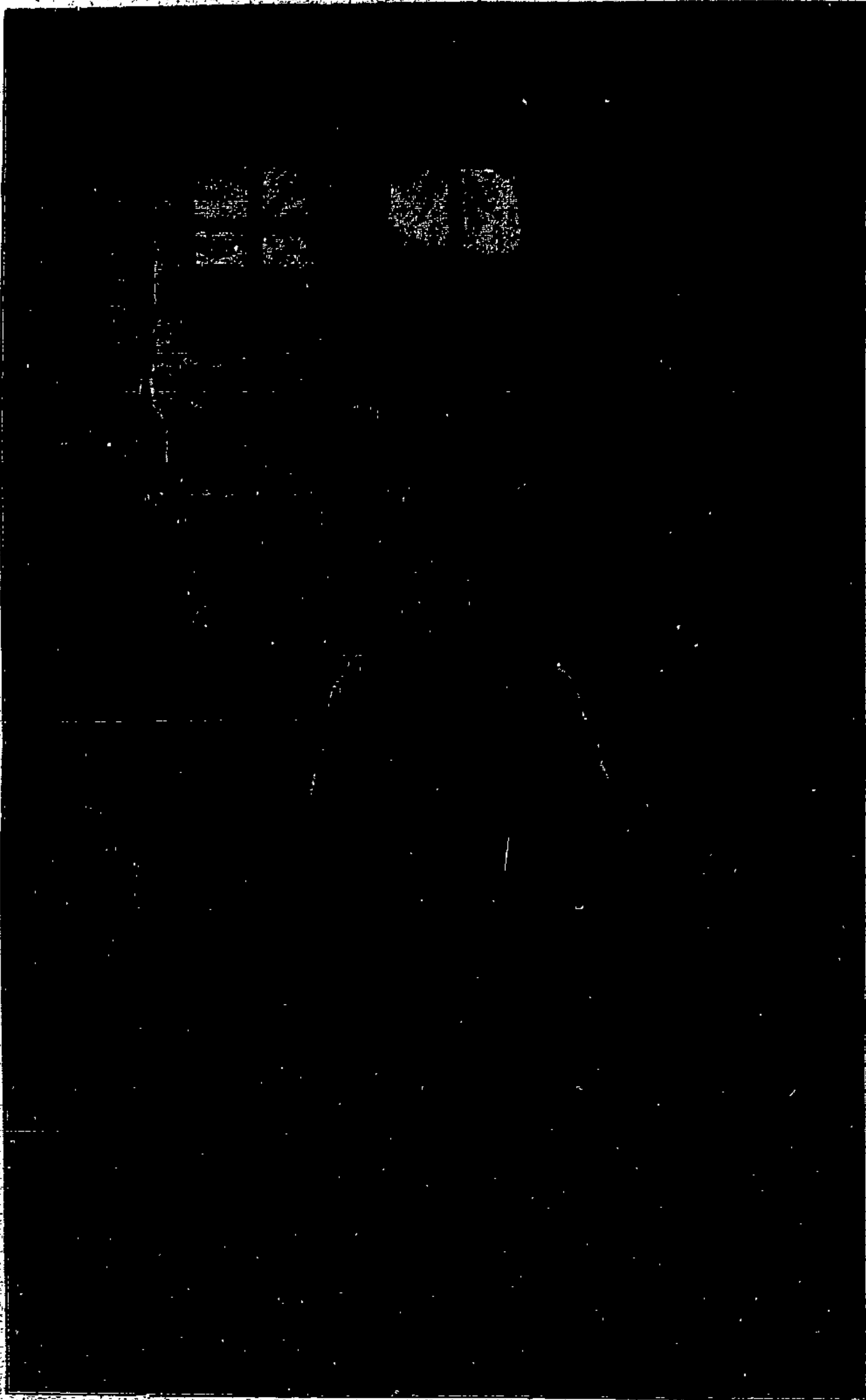
Von gemisser Bedeutung ist auch die Farbe der Kleidung. Die hellen Farben absorbieren die Sonnenstrahlen viel weniger als die dunklen. Setzt man das Absorptionsvermögen weißer Stoffe gleich 100, so haben hellgelbe ein solches von 102, dunkelgelbe ein solches von 140, rote eins von 168 und schwarze eins von 208. Die Wärmestrahlen werden von den dunklen Stoffen also viel intensiver aufgenommen. Das ist eine uralte Erfahrungssache und der Grund dafür, daß im Sommer (auch in den Tropen) vorwiegend helle Stoffe getragen werden.

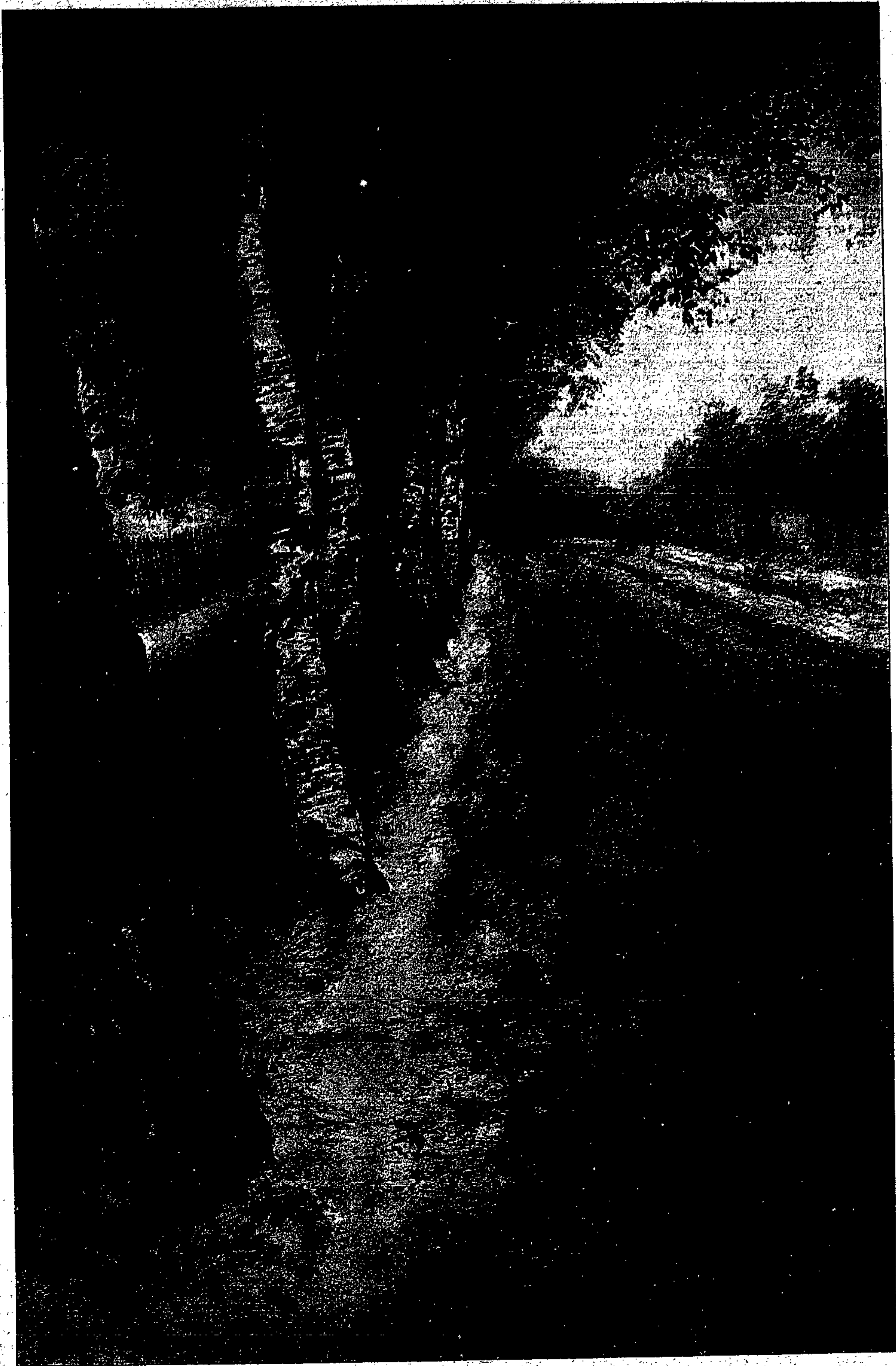
Einen Nachteil hat die Wollwäsche, also auch der Jägersche Wolltrikotstoff, gegenüber dem baumwollenen Gewebe. Die Wolle darf nicht gekocht werden, weil sie, wie jeder Hausfrau bekannt ist, leicht einläuft und filzig wird; ihre Desinfektion ist darum nur schwierig zu bewerkstelligen. Gewöhnlich wird die Wollwäsche in mäßig warmem Wasser gewaschen, bei einer 40 bis 45 Grad Celsius nicht übersteigenden Temperatur; bei dieser Temperatur werden aber die pathogenen (krankheitserregenden) Bakterien nicht getötet. Will man die Wollwäsche also hinreichend desinfizieren,

Alt geworden! Nach einem Gemälde von R. de Witt.

so muß man sich dazu besonderer Vorrichtungen, der Dampfdesinfektionsöfen bedienen. Wenn Veranlassung vorliegt, wenn etwa Wäsche eines Menschen, der an einer ansteckenden Krankheit gelitten hat, gereinigt werden soll, darf das nicht versäumt werden. Da kann man gar nicht vorsichtig genug sein. In dem Sterilisationsapparat geht die Wollwäsche nicht ein, kommt im Gegenteil trocken wieder heraus und kann danach noch in gewöhnlicher Weise gereinigt

Luft- und Wasserdampfmassage gehindert ist. Die Gustav Jägerschen Wolltrikotstoffe, die Rahmannsche Reformbaumwolle, die Wellhausenstoffe (Kombination aus Wolle, Baumwolle und Seiden) bewahren auch in durchnäßtem Zustande am besten die Eigenschaft, Luft und Wasserdampf durchzulassen. Sie dürften ziemlich allgemein bekannt sein. Sie sind sehr porös, durch hohen Luftgehalt ausgezeichnet und werden von dem austretenden Schweiß nicht





Heideweg. Nach einem Original von Rud. Hermanns.

werden. Die Baumwollstoffe können hingegen wie Leinen höhere Temperaturen vertragen und einfach durch Kochen desinfiziert werden.

Zur Kleiderhygiene gehört überhaupt die Desinfektion der Kleider, die von Menschen, die ansteckende Krankheiten durchgemacht haben, getragen sind. Sind auch die Unterkleider am meisten der Infektionsgefahr ausgesetzt, so kann eine Übertragung ansteckender Krankheiten, etwa der Masern, der Diphtherie, der Rötze, doch auch durch die übrigen Kleidungsgegenstände unter besonderen Umständen erfolgen. Alle diese Kleider werden deshalb im Dampfdesinfektionsapparat am besten sterilisiert (keimfrei gemacht). Auch empfindliche Kleider aus Seide und Wolle können dem Verfahren unterworfen werden, ohne erheblich beschädigt zu werden; im Interesse der Hygiene und Krankheitsprophylaxe ist schließlich eine geringfügige Schädigung des Kleides eher in Kauf zu nehmen, als eine nicht immer wieder beizulegende Neuinfektion.

Wir wollen auf die Berufskleidung mit wenigen Worten eingehen. Sie wird in den meisten Fällen nicht so sehr aus hygienischen Rücksichten als aus wirtschaftlichen gewählt. Und wohl auch stets mit Recht. Die Berufskleidung des Arbeiters und Handwerkers, des Schlossers, des Maurers, des Maschinenbauers ist dem speziellen Arbeitszweck angepasst, sie soll einen kräftigen Puff vertragen und darum nicht empfindlich sein. Der Bauarbeiter, der im Freien den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, wählt mit Recht für seine Berufskleidung die hellen Farben, die einmal die Wärmestrahlen nicht so stark auf sich konzentrieren, zweitens

auch dem Milieu seines Arbeitsfeldes gut angepasst sind. Der Geizer wird vor allem auf eine leichte Kleidung Bedacht nehmen; besser als die gebräuchlichen Leinen- oder Baumwollfittel würden sich vielleicht auch für ihn leichte, poröse Wollgewebe eignen, welche die Schweißventilation nicht hemmen und auch dem Temperaturwechsel, dem die Geizer oft ausgesetzt sind, durch ihren Luftgehalt Rechnung tragen. Hygienische Bedeutung hat die Berufskleidung insofern noch besonders, als sie hindert, die Schmutzstoffe der Arbeitsstätte in das Wohnhaus zu schleppen. Nach der Arbeit wird die Berufskleidung gewechselt und mit der gewöhnlichen vertauscht. Für Arbeiter, die in Giftbetrieben tätig sind, etwa für Kleiarbeiter, kann das von großer Wichtigkeit sein.

Ueber die Zweckmäßigkeit der Berufskleidung der im Sanitätsbetrieb beschäftigten Personen, der Ärzte, Schwestern, Krankenpflegerinnen, zu sprechen, erübrigt sich. Die Übertragung ansteckender Krankheiten kann nicht besser als durch Isolation vermieden werden; dadurch, daß die Ärzte, die im Krankenhaus von einem Patienten zum anderen gehen, ständig die Mäntel wechseln, isolieren sie sich gewissermaßen fortwährend.

Auch die Hygiene der Fußbekleidung gehört zu unserem Thema. Hühneraugen, Verkrümmungen der Zehen, Hammerzehen, Plattfüße sind in der Mehrzahl der Fälle durch schlechte Schuhformen entstanden und belästigen den Menschen oft das ganze Leben hindurch. Diese Leiden sind so unendlich häufig, weil auf die Auswahl einer richtigen Schuhform viel zu wenig Gewicht gelegt wird; wir wollen deshalb an Hand einiger schematischer Figuren die Form des allein zweckmäßigen Schuhwerkes besprechen. Zunächst gilt ganz allgemein, daß

die Schuhe nicht zu eng sein dürfen. Wer, um einen kleinen, eleganten Fuß zu zeigen, sich an ein enges Schuhwerk gewöhnt, dadurch die Haut seiner Zehen einem ständigen Druck aussetzt, ist ein großer Narr. Er wird seine Eitelkeit nach einiger Zeit bereuen. Ein enger Schuh der ständig auf die empfindliche Haut drückt, die Zehen zusammenquetscht und aus ihrer normalen Lage bringt, bewirkt zweierlei, einmal eine Verdickung der Haut, zweitens eine dauernde Verkrümmung der normalen Fußform. Aus der Hautverdickung entsteht oft an solchen Stellen, die über einem Knochen gelegen sind, das schmerzhaftes *Sühnerauge*, das immer weiter in die Tiefe dringt und bei fortgesetztem Druck die größten Schmerzen hervorruft. Der Körper hat aber noch ein anderes Mittel, dem Druck zu begegnen, er paßt seine Gliedmaßen den Kleidungsstücken an. Damit sich die Zehen in die Schuhformen einfügen, werden sie oft gequetscht, über- oder untereinander geschoben und aus ihrer normalen Lage entfernt. Das wollen wir an ein paar Abbildungen verdeutlichen. Wir sehen in einem unserer Bilder einen gut gebildeten Fuß. Die große Zehe ist geradeaus gerichtet, zwischen ihr und der zweiten befindet sich normalerweise ein kleiner Abstand. Legt man durch die Mitte der großen Zehe der Länge nach eine gerade



Linie, so soll sie etwa durch die Mitte der Ferse gehen, vielleicht ein klein wenig dem inneren Fußrand genähert. Diese Linie ist im Bilde eingezeichnet, sie wird die *Meyersche Gerade* genannt und stellt zugleich die Achse dar, um die sich der Fuß zu drehen, den äußeren oder inneren Fußrand zu heben vermag. In der daneben gezeichneten Skizze eines Fußes, der durch naturwidriges Schuhwerk seiner angeborenen Form vollkommen beraubt ist, ist ebenfalls eine Linie durch die Mitte der großen Zehe gelegt; ihre Verlängerung führt aber nicht durch die Mitte der Ferse, sondern fällt gänzlich außerhalb der Fußsohle. Wir haben an dieser Linie also stets eine Handhabe dafür, ob eine Verkrümmung, eine Verzerrung der Fußform stattgefunden hat.

Bekanntlich bildet der Fuß ein Gewölbe, das von dem äußeren Fußrand auf der einen, von der Ferse und der großen Zehe auf der anderen Seite gestützt wird. Der höchste Punkt des Gewölbes, der Scheitel, liegt in der Meyerschen Geraden, deren Verlauf wir schon gekennzeichnet haben. Auf dem Fußgewölbe ruht die ganze Last des Körpers. Wird die Scheitellinie durch falsches Schuhwerk aus ihrer natürlichen Lage gedrückt, so sinkt oft genug das Fußgewölbe ein, der innere Fußrand senkt sich, die Fußsohle bildet nicht mehr ein Gewölbe, sondern eine Platte. Es entsteht der *Plattfuß*. Daß er auf längeren Märschen stets zu Beschwerden Anlaß gibt, ist bekannt genug. Der normale Fuß zeigt uns vor allem, daß nicht das Mittellglied, wie etwa bei der Hand, hervorragt, sondern daß die große Zehe die äußerste Spitze des Fußes darstellt. Der Fuß hat also keineswegs eine symmetrische Form, sondern eine durchaus asymmetrische. Er zerfällt nicht in zwei gleiche Hälften. Von der großen Zehe nach der kleinen

bildet der vordere Fußrand eine schräg nach außen absteigende Linie. Es ist nun unbedingt erforderlich, daß der Schuh auf diese Asymmetrie des Fußes Rücksicht nimmt, daß er der Fußform angepaßt ist. In neuer Zeit nehmen einzelne Schuhkünstler auf diese natürlichen Verhältnisse des menschlichen Fußes dank den unaufhörlichen Bemühungen der Hygieniker und Ärzte, die das Elend der Fußverkrümmungen, der Hornhautschwiele usw. ständig vor Augen haben, etwas mehr Bedacht.

Man muß es den Amerikanern nachsagen, daß sie zuerst Propaganda für naturgemäße Schuhformen gemacht haben. Die jetzt sogar sehr moderne amerikanische Fußbekleidung trägt den natürlichen Bedürfnissen weit besser Rechnung als die früher übliche, welche vorn spitz zulief. Wir haben in dem einen Bilde um den Fuß die Sohle eines Schuhs eingezeichnet, der den natürlichen Fußformen entspricht; darunter sehen wir einen dazu gehörigen Schuh. Ganz verkehrt ist hingegen die andere Schuhform. Wir sehen deutlich, wie sehr durch diese spitze Form die große Zehe aus ihrer normalen Lage gedrängt wird, wie sie sich den anderen Zehen eng anlehnt und mit dem zu ihr gehörigen Mittelfußglied einen scharfen Winkel bildet. Das ist vollkommen verkehrt. Die Schuhe, die eine solche Abknickung der großen Zehe hervor-

rufen und dadurch den Grund zur Bildung der berüchtigten Hammerzehe legen, entsprechen der natürlichen Form des menschlichen Fußes ganz und gar nicht. Sie sind annähernd symmetrisch gebaut, laufen nach der Mittellinie spitz zu, gerade als ob unsere Mittelzehe den hervorragendsten Punkt des ganzen Fußes bildet, und müssen die Zehen aus ihrer natürlichen Lage bringen. Nur solche Menschen, die einen recht zierlichen, einen schmalen und ebenmäßigen Fuß haben möchten, bedienen sich dieser unnatürlichen Schuhform auch heute noch mit Vorliebe. Welche hochgradigen Verkrümmungen und Verunstaltungen dadurch entstehen, das lehrt unsere Abbildung, in der eine typische Hammerzehe, eine rechtwinklige Abknickung der großen Zehe, zur Darstellung gebracht ist. Man darf nicht glauben, daß solche Verunstaltungen der Füße durch ungeeignetes Schuhwerk selten sind. Sehr oft sind es gerade die arbeitenden Stände, die auf die Schuhform viel zu wenig Gewicht legen, die einfach nehmen, was ihnen der Schuhmacher oder Schuhhändler vorlegt. Die billigen, schlecht gearbeiteten Stiefel zeichnen sich ganz besonders durch ihre verkehrte Form aus. Das braucht aber durchaus nicht der Fall zu sein. Der Stiefel oder seine Anfertigung verteuert sich nicht dadurch, daß man ihm eine richtige, den Formen des Fußes entsprechende Gestalt gibt.

Zum Schluß wollen wir auf die *Modetorheiten* wenigstens noch mit einigen Worten hinweisen. Durch Korsetts und unzweckmäßiges Schnüren haben die Frauen, denen in der Bekleidungsfrage die Hygiene immer ziemlich unwesentlich erschienen ist, viel Unheil gestiftet. Die Reformbewegung der Frauenkleidung, die dahin strebt, ebenso wie die Männerkleider auch die Frauenkleider am Schultergürtel zu befestigen, statt sie um die Hüften zu schnüren, hat leider bis heute noch nicht den wünschenswerten Erfolg gezeitigt. Erst wenn die Reformkleidung den Modewünschen der Frau vollkommen Rechnung trägt, wird man eine Bevorzugung dieser für die weibliche Gesundheit überaus zweckmäßigen Kleidung erwarten können!

Ein Leben.

Erzählung von F. Scheffler.

(Schluß)

Rumpelte der alte Wagen den langen Hof herunter, dann sank der Alte mit einem Seufzer in die Kissen. „Gott sei Dank!“ sagte er und ein hohler, trockener Husten folgte diesen Worten. Er schlief dann für ein halbes Stündchen ermattet ein. Bald jedoch weckte ihn die Klingel der Kellertür. Sie unterhielten für die Hauskundschaft einen Kleinverkauf. Die Leute kauften gern, denn sie bekamen bessere Ware und billigere, als bei anderen Verkäufern. Das Verkaufen besorgte die vierzehnjährige Anna. Sie brachte den Erlös dem Vater, der zählte und legte das Geld in sein Bett. Anna war ein fleißiges Mädchen. Sie sorgte für die jüngeren Geschwister und für den Haushalt. Trotz alledem war sie ihres Vaters Liebste nicht. Wohl war sie ihm unentbehrlich, aber er behielt, so sehr er sich zusammennahm, es zu unterdrücken, ein Mißtrauen gegen seine Tochter. Bald wußte er, daß sie ihn betrog. Sie behielt von dem Gelde der Einnahmen ein paar Nickel für sich zu Mäschereien. Er sagte das seiner Frau. „Vermutungen,“ meinte diese. „Was Du nur immer gegen das Kind hast! Ist es denn nicht Deine Tochter?“

Anna verdarb die jüngeren Geschwister; das sah der Vater. Die Kleinen sollten von den Unterschlagungen nichts sagen; so teilte sie das beiseite geschaffte Geld mit ihnen.

Und dazu kam, daß das Geschäft wieder schlechter ging. Immer schlechter, von Tag zu Tag. Die Alte sagte es. Er fühlte es. Die Summen, die Kersten früher fortlegte, beließen sich täglich auf etwa einen Taler. Jetzt war es kaum die Woche hindurch so viel. Nun rechnete er wieder emsig nach. „Das kaufte sie täglich und verkaufte sie auch.“ Wie früher. Wo aber blieb der Erlös? Verschwendete sie? Ein zweiter Gedanke: Sie wird gemerkt haben, daß ich es ihr nehme und wird es selbst fortlegen. . .

Wilde Wut packte ihn gegen die Frau, die ihm die Einsicht in das Geschäft nahm. Er mußte kuscheln wie ein Hund. Gut! Soll sie ihren Willen haben! Soll sie in ihrer grenzenlosen Dummheit zugrunde gehen! Soll sie die wenigen Pfennige verwirtschaften! Um nichts wolle er sich mehr kümmern, um gar nichts! Morgens aber weckte er sie doch immer wieder und dachte des Nachmittags immer voll Sorge: wo sie nur bleiben? Sie ist eine alte Frau und die Jungen werden sich auch nicht helfen können, wenn etwas passiert ist.

Ja, die Jungen! Der Alte wußte wohl, wie alt er war, als er eine Braut nahm. — Und seine Jungen hatten auch Bräute! Sie sagten wenigstens so.

Die Klagen über das schlechte Geschäft nahmen ständig zu. Er hörte nicht darauf. Er wußte ja, daß es bergab ging. Sollte die Alte nur sehen, wie sie durchkam. Er zählte ihr die Geldkasse nicht mehr nach. Er nahm keinen Pfennig mehr heraus. Er wußte: bald kommt sie und sagt, daß kein Geld mehr zum Einkaufen da sei, keiner mehr borgen wolle! Dann würde er — höher rechte sich seine sieche Gestalt — ihr mit ernstesten Worten sagen, daß sie unrecht gehandelt, als sie ihm die Einsicht in das Geschäft nahm. Er würde in seinen geheimen Schatz greifen, um wieder neue Wege zum Verdienen des Unterhaltes zu geben. Dann wollte er sich Rechenschaft ablegen lassen über die Einnahmen eines jeden neuen Tages. Genau wieder wissen, was einkam und was ausgegeben wurde.

Er wußte ja: „Es muß gehen!“

So ging die Zeit.

Der alte Kersten lernte einsehen, daß er seiner Frau bitter unrecht getan. Seine Ver-

mutungen über ihre Verheimlichungen wurden über den Haufen geworfen, als er erfuhr, daß seine Söhne der Verderb, der Ruin seines Geschäftes waren. Man hatte ihm hinterbracht, daß sie es mit zwei hübschen Kellnerinnen hielten. Man hatte ihm gesagt, daß, wenn seine Frau glaubte, die Söhne wären die Kundschaft besorgen gefahren, der Wagen den ganzen Tag vor der Tür der Mädchenkneipe hielte. Das kostete Geld! Woher nahmen sie es? Sie bestahlen ihre Mutter! Sie unterschlugen das Geld für die gelieferten Waren. Die Kunden bekamen nicht pünktlich ihre Bestellungen und kauften bei gewissenhafteren Leuten. Er hätte es nicht besser gemacht, würde man ihn so bedient haben.

Es folgten Auseinandersetzungen — schwere.

Die Söhne, die sich erwachsen vorkamen, ließen sich die Vorwürfe nicht mehr gefallen. Sie ließen einfach den Alten reden, gingen aus der Stube; im Vorzimmer sagte der Jüngste: „Dieser alte Brabbeltritzel! Wegen ein paar lausiger Pfennige so einen Krach zu machen! Der könnte doch wahrhaftig froh sein, daß er

Jrdische Wünsche.

Mein Lieb, ich möchte beten
Zu deinen braunen Augen,
Ringsum die frommen Stätten
Zur Andacht mir nicht taugen.

Mein Lieb, ich möchte beten
Zu deinen Purpurlippen,
Den heil'gen Wein am Altar,
Den mögen andre nippen.

Mein Lieb ich möchte beten
Zu deinem Engelherzen . . .
Und alle Paradiese
Gar selig drob verscherzen.

Waldeck Ranasse.

das Gnadenbrot kriegt und nicht ins Spital kommt. Zeit war's! Fünfzehn Jahre liegt er nun schon in seinem Bett, schimpft und räsniert, während wir ihn ernähren müssen. Wenn wir in eine Fabrik gingen, bekämen wir doch auch unser Geld. Warum gibt er uns nichts? Müßens eben schon selber nehmen! Sollen wir unser Leben so hinquälen, wie er? Wir wollen leben und vom Leben etwas haben!“ . . .

Der Alte hatte alles gehört. Leichenblaf war er geworden. Er sprang aus dem Bett. Die Wut, die grenzenlose Wut gab ihm Kräfte. Seine Jungen — ihm das! Seine Söhne! . . . Fester packte die alte Faust den eichenen Stock. Der Schaum trat ihm aus dem Munde. Er riß die Tür auf: „Lumpen! Lumpen! — Elende Lumpen!“ Der schwere Stock sauste auf den Kopf des Jüngeren. Einmal — zweimal. — Der Sohn stürzte auf die Dielen.

Blutigrot wurde dem Alten vor den Augen. Rot stürzte es ihm aus dem Munde und färbte die Falten seines weißen Hemdes. Der Alte schwankte. — Ein neuer Blutsturz kam. Neben seinem Sohne brach er nieder. . . .

Der Alte lag in seinem schmucklosen, ärmlichen Sarg. Neben seinem Bette, in dem er fünfzehn Jahre seines Lebens, krank und elend, für das Wohl seiner Angehörigen gedacht, immer nur gedacht und in Sorgen geschwebt hatte, stand nun sein Sarg. Freunde hatte der Alte nicht. Aber die Nachbarn und Verwandten kamen und gingen.

„Seien Sie froh, Mutter Kersten, daß sie diese Last los sind!“ — „Wohl allen und ihm, daß er hinüber ist!“ — „Am Tage die schwere Arbeit und abends das Räsonieren des Alten — Gott, ja — die arme Frau!“ — „So ein alter Ekel,“ sagte eine junge Frau, mit einem Kinde auf dem Arm, „seinen Sohn, den arbeitsamen Menschen, bald totzuschlagen!“ — „Alter Mörder! Wahnsinn, richtiger Wahnsinn war's schon!“

Endlich ist die alte Frau einen Augenblick allein. Sie riegelt die Tür zu und setzt sich die Wahre. Sie schaut den Toten an. Groß — starr. — Es ist ihr Mann, der dort liegt. Er ist so still, so merkwürdig still. Die alte Uhr tickt gar einsam, gar eintönig. . . . Sie wird die Jungen rufen, die Nachbarn. Wie er dort daliegt! Die Augen tief in den Höhlen. Die Backenknochen stehen grob aus dem spitzen Gesicht hervor. Die gelbe Haut sticht so eigentümlich von dem weißen Totenhemde ab. Ist das ihr Mann? Ist es nicht ein Fremder? Wie doch der Tod den Menschen fremd macht! Ihr graust, aber neugierig ist sie. Ihre Augen schauen ins Weite. Ihr Leben zieht vor ihr hin. Alles sieht sie so klar. Tag für Tag. Arbeit, Sorgen und Mühen. Die Leute sagen es: er hat sie, die arbeitsame, fleißige Frau, gequält. Hat er sie denn wirklich schlecht behandelt? Sie sinnt und sinnt. . . .

Lange, lange hat sie so geessen neben dem Toten. Es dunkelte bereits, da klopfte es. Sie öffnete die Tür. Ihre Kinder standen dort. Große Männer, mit breiten Schultern und klaren Augen. Die Mädchen schlank wie die Tannen. Ein Stolz kam über sie. Sie war die Mutter und nicht allein. . . .

„Trösten, ach was! Froh konnte man sein, daß alles so abgelaufen ist!“ Sie sahen schen zum Vater hinüber. Gern wollten sie die schlechten Gewissen unter Neben verbergen. Seltsam, der Alte störte sie. Und er konnte doch nicht mehr reden, nicht mehr so drohend schauen, wie er es im Leben getan. Die Nachbarn hatten recht: „Es war gut so!“

Die Mutter ging daran, des Alten Bett zu machen. Die Tochter sagte, man solle es nach dem Boden tragen, in diesem Bett schliefe ja doch keiner. Der Älteste nahm die Betten heraus, den halbgestockten Strohsack. Da — kling, ling, ling. —

Was ist das? Lebte der Alte?

Scheu sehen sich alle um.

Der Tote liegt unbeweglich. —

Der Strohsack? —

„Sieh mal nach, Mutter!“ meint Anna. Der Älteste blüht sich und fährt mit der Hand in das Stroh. . . .

„Geld! Mutter, Geld!“

Alle Augen richteten sich nun auf den Toten. Wollten sich diese geschlossenen Augen noch einmal öffnen, um den alten Herrscherblick über die Seinen zu senden? Wollte dieser stumme Mund noch einmal reden?

Die Lampe auf dem Tisch blinkte noch einmal über des Alten stille Züge, als wollte sie reden von seinen ruhelosen Nächten, von seinen Sorgen um die Seinen. Sie brachte es aber nur zu einem seufzenden Knistern. Ihr Feuer-auge flackerte traurig hin und her und warf einen müden, gelben Schein auf die armselige Kammer und über den Toten, der starr und still auf seinem Bette lag.

Satirische Dramen während der französischen Revolution. Die literarischen Vorarbeiter der großen Revolution waren fast alle geniale Satiriker, wie sich das aus der Zwangslage ergibt, in der sie sich befanden. Der Haß der Unterdrückten bediente sich dieser schärfsten und immerhin sichersten Waffe. Daß diese Waffe so glänzend gehandhabt wurde, ist nicht zuletzt dem ewig drohenden Gespenst der Bastille zu danken, denn es liegt im Wesen der Satire, daß sie desto größeren Meiß und um so tiefere Wirkung besitzt, je feiner und unabsichtlicher sie sich geben muß. Als dann aber die Revolution gesiegt hatte, brauchte der alte Haß vor nichts mehr zurückzuschrecken, und ungehemmt ergoß sich die Schale des herbsten Hohnes über alles, was an dem alten Régime schuld war, insbesondere die Junker, die Pfaffen und die Tyrannen. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. tobte sich der lang angeammelte Groll gegen die Monarchen nach Herzenslust aus. Nicht mehr die tödlich feine Satire, sondern die herbe literarische Karikatur bemächtigte sich des Gottesgnadentums. Mit großem Beifall wurde 1798 in Paris das „Jüngste Gericht der Könige“ gespielt, ein Einakter, in dem alle europäischen Völker ihre Monarchen auf eine wüste Insel deportierten, wo sie sich bald in die Haare geraten und schließlich vom Ausbruch eines Vulkans vernichtet werden. Auch der Papst teilt ihr Schicksal, den kurz vorher eine dreitägige Komödie aufs herbeste verhöhnt hatte: „Das Tageswert des Vatikans“ oder „Ein Souper beim Papst.“ Pius VI. tobt in einem Monolog gegen die Nationalversammlung, die ihm seine Einkünfte geraubt hat. Am liebsten möchte er die ganze Bande exkommunizieren. Aber die Kerls würden sicher darauf pfeifen. Bald treffen eine Reihe vornehmer Emigranten bei Seiner Heiligkeit ein, unter denen sich besonders geistliche Würdenträger und ein paar lockere Damen von Rang auszeichnen. Um die Langeweile zu vertreiben, schlagen sie ein solennes Souper vor, und Seine Heiligkeit erklärt sich in einem begeisterten Couplet auf Noah damit einverstanden. Beim Souper weiteifert alles in den unheiligsten Redensarten, die Sache artet bald zur tollen Orgie aus, und der Heilige Vater ist schließlich betrunken. Im Kagenjammer hält man Kriegsrat, wobei neben der Exkommunikation der Jakobiner auch die Mobilisierung der päpstlichen Flotte vorgeschlagen wird. Da zeigt sich aber, daß sogar der Sakristan des Heiligen Vaters schon revolutionär verseucht ist, er präsentiert sich als Sansculotte. Das römische Volk bringt herein und verkündet Freiheit und Gleichheit. Der Papst gibt eine Verfassung, natürlich eine republikanische, und faßt, gleich den Karbinälen, den Entschluß, zu heiraten. Mit einem Bandango, getanzt von Seiner Heiligkeit und der Herzogin von Volignac, der Freundin der Marie Antoinette, schlägt die Offenbachade sehr wirksam ab. Sie ist ein Beispiel dafür, in welchem „Sauberdenton“ die Bourgeoisie nicht nur zu kämpfen, sondern auch als Siegerin die Besiegten zu verhöhnen pflegte.

Das „Kundenleben“ im Rheingau vor einem halben Jahrhundert schildert unser nimmich in die Reihen der „Alten“ eingerollter Genosse F. W. E. L. i. in seinem kürzlich bei F. G. W. Diez Nachf. (Stuttg.) erschienenen Büchlein „Die rote Feldpost unterm Sozialistengesetz“ (Preis 1 M.). Ernste und heitere Ergebnisse sind in diesen Erinnerungen zusammengetragen, die man als ein stützenhaft angelegtes

Memoirenwerk bezeichnen und als Bestüre empfehlen kann. Bezugnehmend auf seine Wanderjahre plaudert Wessi, der gelehrter Schuhmacher ist, ausführlicher über das Leben und Treiben der Handwerksburschen zu seiner Zeit. So erzählt er u. a.:
Auch an „Arbeitslosen“ fehlte es nicht unter diesem Volke. Das waren die „flotten Bursche“, die sich rühmen konnten, schon zwei- und mehr Jahre bei keinem „Krauter“ mehr geknodelt zu haben. Sie hatten bei den Burghöggen Kredit, denn alle sechs bis zwölf Wochen kamen sie auf der Durchreise zum Vorschein, bezahlten die alten Schulden, um wieder thätig neue zu machen. Sie herrschten absolut über das „Voll“, wiesen ihm seine Dalsbezirke nach ihrem Willen an. In meinen Burgtagen hieß der Herrscher „Baron Flottwell“, alle Kunden der Rheinlande erkannten seine Oberhoheit an. Das war ein Schuster. Er rühmte sich, schon sechs Jahre den Krautern auf die Koppe zu spucken. Baron Flottwell hatte bei dem Gardebataillon in Berlin gestanden, und ich sah selber ein, daß seine hohe Erscheinung mit dem blonden Schnauzbart sehr schlecht auf einen Schusterschemel paßte. Zu zweien und zu dreien kommandierte er die Facht-

weiße Papier, mißspricht. Dieser Grund bleibt zwischen den einzelnen Strichen stehen und ist nach vollendeter Zeichnung noch allenthalben sichtbar, wahr, ab auf einem gemalten Blatte, der Grund (Leinwand oder Holz) unter der aufgetragenen Farbschicht völlig zurücktritt. Aus den Eigenschaften einer Zeichnung folgt, daß die Zeichnung nach einem bestimmten Naturgegenstande, sagen wir nach einem Baum und mit schwarzem Bleistift auf Papier, hinter der Wirklichkeit weiter zurückbleibt, als ein Gemälde nach dem gleichen Gegenstand. Denn das Gemälde fängt das grüne Laubwerk, den braunen Stamm, die weißen Blüten und den blauen Himmel in der richtigen Farben wiedergebend, die Zeichnung nicht. Die weißen Blüten können ja der Zeichner dadurch treffen, daß er an diesen Stellen das weiße Papier stehen läßt, den dunklen Stamm könnte er durch dicke schwarze Striche geben. Aber die grünen Blätter? Den blauen Himmel? Wie kann der Zeichner nur dadurch voneinander abheben, daß er für ihre Wiedergabe das Schwarz des Stiftes und das Weiß des Papiers in besonderer und verschiedener Weise mischt, also durch verschiedene Nuancen von Grau, und daß er die einzelnen Striche verschieden macht. Er kann z. B. für den Stamm dicke, feulrechte Binten wählen, für die Blätter aber kreuz und quer gelegte Stricheldchen, die ein zusammengefügtes, bewegtes, unruhiges Ganzes bilden. Wieder andere Mittel braucht er für die Wolken, für das Dach, das hinter dem Baum sichtbar wird, usw. Solche Mittel zu finden, ist aber keine leichte Sache. Dazu gehört Phantasie, künstlerisches Empfinden und ein großes Können. Man muß sich nur klar machen, was es heißt, einen in vielen Farben dastehenden Gegenstand in ein System von schwarzen Strichen umzusetzen, ohne daß etwas Wesentliches verloren geht. Ein solches Zeichnen erfordert künstlerisches Schaffensvermögen.



Empfangspavillon der Parteitagsdelegierten auf dem Chemnitzer Bahnhof.

brüder ins Land: „Daß ihr nicht Schmu macht und den ganzen Kiez zur Platte bringt! Wer abends nicht da ist, der ist verschütt.“ So entließ er die Brüder. Während nun das Volk in den Dalsgründen sich mühsam durchschoß, saßen die Regenten auf der Burg, logen sich haarsträubende Geschichten und Heldentaten vor, spielten Karten und verzehrten feudal-fröhlich den Ertrag des Volkes. Kam an Abend die Brüder zurück, so mußten sie die ganze Beute auf die Platte legen. Der Herrscher nahm alles in Verwahrung und Verwaltung. Nachts wurde das Volk dann in einem Schlaßsaal untergebracht. Eine Widelmacheerin, die ihren Zigarrenmacher begleitete, rückte ruhig mit ein. Am anderen Vormittag hörten wir von der Wirtstube aus ein heftiges Geschimpfe. Der Zigarrenmacher hatte den Burghogt am Widel, und aus dem Wortwechsel vernahm man, daß der Burghogt die noch schlafende Widelmacheerin hatte „neden“ wollen. Diese Untat kostete den Bogt viele Schnäpfe und dann noch einige, daß man's der „Mutter“ nicht pfeife. Ich hatte keine Lust, in die Hörigkeit dieser „Feudalen“ zu treten.

Zeichnen und Abzeichnen. Unter einer Zeichnung versteht man ein Bild, das nur mit einer Farbe ausgeführt ist, zumeist dem Schwarz des Bleistiftes oder der Tusche, die mit einer Feder aufgetragen wird. Dagegen ist ein Gemälde stets mit mehreren Farben ausgeführt. Ein anderer Unterschied ist der, daß bei der Zeichnung der Grund, gewöhnlich das

Ganz anders ist es nun mit dem Abzeichnen. Sagen wir, ein Künstler habe in der oben angeedeuteten Art eine Baumgruppe nach der Natur gezeichnet; er gibt mir nun seine Zeichnung, und ich zeichne sie Strich für Strich ab. Die schwierige und einen wahren Künstler erfordernde Aufgabe, ein buntes Naturvorbild in ein System von schwarzen Strichen und Stricheldchen umzusetzen, ist hier schon gelöst. In dieser Richtung bleibt gar nichts mehr zu leisten übrig.

Was vorliegt, ist ja bereits ein schwarzes Liniensystem, und dieses mit schwarzem Stifte noch einmal zu machen, ist keine Kunst! Dazu braucht es nur Fingerfertigkeit und ein gutes Auge, aber keine Phantasie und kein künstlerisches Empfinden. Gewiß kann auch Abzeichnen nicht jeder, weil nicht jeder geschickte Finger und ein scharfes Auge besitzt, und es gehört auch zum Abzeichnen eine gewisse, aber keine künstlerische Begabung! Es kann mancher ganz vortrefflich abzeichnen; aber setzt man ihn in die Natur, vor blühende Büsche, vor fließendes Wasser, wogende Felder — dann läßt er nutzlos und ratlos die Hand sinken. Dann ahnt er erst, weshalb das Zeichnen eine Kunst ist, ein Schaffen, Neubilden, das Abzeichnen aber ein Nachahmen, ein Kopieren. Zeichnen und Abzeichnen sind ganz verschiedene Dinge; sie unterscheiden sich etwa wie Dichten und das Auswendiglernen eines Gedichtes.